

stimmt gefaßten Wunsch haben, und denen, die bescheidenlich um Rath und Hilfe bitten, liegen aber nun eine ganze Reihe von Spielarten in der Mitte, die zu den minder willkommenen gehören. Eine mehr komische als unangenehme Species bilden die, welche zwar genau so hilfsbedürftig sind, wie die oben geschilderten, aber sich etwas zu vergeben glauben würden, wenn sie diese Hilfsbedürftigkeit eingestehen sollten. In der Regel verrathen sie aber augenblicklich durch die Fassung ihres Wunsches das, was sie verbergen möchten. Diese Species findet sich z. B. häufig auf Universitäten unter Leuten, die sich im ersten Stadium des Gelehrten-dünkels befinden, kommt aber nicht selten auch noch in höheren Stadien vor. Da kommt z. B. der jugendliche Geschichtsforscher, der Tags zuvor in das „Historische Seminar“ eingetreten ist, und verlangt stolz: „Geben Sie mir den Bebel“. Er glaubt dem Bibliothekar natürlich gewaltig imponirt zu haben, hat vielleicht gar den kleinen, böshaftern Hintergedanken, ob wohl der arme Bibliothekar außer dem Drechslermeister August Bebel auch noch den berühmten Humanisten des 16. Jahrhunderts Heinrich Bebel kennen werde, von dem ihm gestern der Herr Professor einiges erzählt hat. Aber das Blättchen wendet sich schrecklich. Dem stolzen Forderer wird stillschweigend im alphabetischen Katalog der Name Bebelius vorgelegt, und nun sieht er zu seinem Schrecken, wie unsterblich er sich blamirt hat. Die Schriften Bebel's füllen im Kataloge eine Folienseite, und er hatte „den Bebel“ verlangt, etwa so wie der Sextaner von seinem Mitschüler sich „den Ellendt“ ausbittet! Es ist gewiß recht überflüssig, seine Anfängerschaft in dieser Weise verhüllen zu wollen, denn lernen müssen wir ja alle, und dazu gehört, daß man den Muth hat, sich zu blamiren. Es ist aber auch unklug, denn in den meisten Fällen merkt man Absicht und ist zwar nicht verstimmt — im Gegentheil oft im Stillen erheitert —, aber auch nicht sonderlich aufgelegt, dem kleinen Wichtigthuer zu dienen.

Eine harmlose Classe und mit der eben genannten verwandt bilden auch noch die Schüler höherer Lehranstalten, die dann und wann sich ein Herz fassen, auf die öffentliche Bibliothek zu gehen, um sich die deutsche Uebersetzung des eben in der Schule tractirten griechischen oder lateinischen Autors, irgend ein Buch, aus dem sie ein Stückchen des aufgegebenen deutschen Aufsatzes abschreiben möchten, und andere erlaubte oder unerlaubte Hilfsmittelchen auszubitten. Der ersteren suchen sie in der Regel auf diese Weise habhaft zu werden, daß sie zunächst zwei, drei Ausgaben des betreffenden Autors verlangen, „womöglich mit lateinischen Anmerkungen,“ dann erst mit der Miene der reinsten Unschuld, als ob es ihnen im Augenblicke nur gerade so einfiel, den Hauptwunsch nachbringen. Die zweite Art von Wünschen, zur Unterstützung beim deutschen Aufsatz, verräth sich wieder sofort durch ihre Einkleidung; sie nennt eben einfach das Thema, dem sie nur bisweilen, eben um es nicht als solches zu verrathen, eine urkomische Fassung gibt. Da bittet der eine um „eine Biographie des Nestor“, ein zweiter um „eine deutsche Culturgeschichte, worin besonders die Sitten der alten Deutschen recht ausführlich behandelt sind“ — es handelt sich natürlich um einen Aufsatz über die „Germania“ des Tacitus —, ein dritter lieber gleich um ein Buch „über das Mystische im Wallenstein“. Man geht den armen Schelmen an die Hand, soweit man es vor seinem Gewissen verantworten zu können glaubt; im Uebrigen hält man sie sich in möglichster Entfernung.

Fatalere Kunden sind die, welche mit lächerlichen Zumuthungen anrücken. Hierher gehören vor allem die Büchertiger, die ein seitenlanges Verzeichniß von Büchertiteln präsentiren und thun, als ob sie dreißig oder vierzig Bücher gleichzeitig neben einander benutzen könnten. Ferner die, welche das Thema zu irgend einer ihnen ganz fern liegenden Arbeit aus der Luft gegriffen haben und vom Bibliothekar verlangen, daß er ihnen die gesammte darüber bereits existirende gedruckte Literatur auf dem Präsentirteller vorlegen, die eigentliche Hauptarbeit also, das Aufspüren und Zusammentragen des Materials ihnen abnehmen soll, damit sie dann hübsch bequem aus elf Büchern das zwölfte zusammenstellen können. Da bittet ein Herr K. „um gütige Zusammenstellung der Literatur

über Ludwig den Heiligen“, ein Herr J. um Sophokles' Antigone, und zwar die Ausgaben von Erfurdt, G. Hermann, Boeckh, Wunder, W. Dindorf, Schneidewin, Meineke, Seyffert „und was sonst etwa noch für Ausgaben vorhanden sind“, ein Herr Z., ein pensionirter adliger Major aus der benachbarten Provinzialstadt, der sich auf seine alten Tage vor lieber Langleweile noch auf das Schriftstellern legen will, sucht brieflich nach, „ihm gefälligst alle diejenigen im Besitz der Bibliothek befindlichen Bücher bezeichnen zu wollen, in denen er etwas über die Geschichte seines Geschlechtes finden kann“. Aehnliche Zumuthungen sind es, wenn der Bibliothekar aus einem Sammelwerke oder einer Zeitschrift von fünfzig Jahrgängen, aus der sechzigbändige Gesamtausgabe eines Schriftstellers dem Entleiher eine einzelne Schrift heraussuchen soll, bloß weil dieser zu bequem gewesen ist, beim Abschreiben des Citates sich die Zahl des Bandes zu notiren. Um alle diese Käuze befriedigen zu können, müßten unsere öffentlichen Bibliotheken das zehnfache Personal haben. In der Regel finden denn auch derartige Wünsche nur sehr partielle Erfüllung oder werden wohl auch, wie der Brief des Herrn Majors, einfach ad acta gelegt. Bedenkt man, wie oft obendrein hinter solchen naiven Zumuthungen keineswegs ernstes wissenschaftliches Interesse, sondern nur oberflächliches Gelüsten, bloße Neugierde steckt, so müßte man ein Thor sein, wenn man die kostbare Zeit an die Befriedigung derselben wenden wollte. Man nehme folgenden, so gut wie alle anderen, aus der Praxis geschöpften Fall. Ein junger Kaufmann wünscht irgend einen Aufsatz von Voltaire zu lesen, dessen Titel er angibt. Die Gesamtausgabe von Voltaire's Schriften hat 71 Bände. Man führt also den Bittsteller an den Standort und fordert ihn auf, sich den gewünschten Aufsatz herauszusuchen. Wie er die lange Reihe Bände stehen sieht, bekommt er plötzlich Beklemmungen und empfiehlt sich mit den Worten: „Nein, nein, so ängstlich ist es nicht, ich brauche ihn nicht so nöthig.“ Der Bibliothekar also soll sich hinstellen und eine Viertelstunde lang blättern, um einen Wunsch zu befriedigen, mit dem es dem Wünschenden so wenig Ernst ist, daß er selbst keine Minute an seine Erfüllung zu wenden Lust hat.

Die unerfreulichste, aber leider sehr zahlreiche Sorte von Bibliotheksbenutzern sind die, welche auf Bibliotheken suchen, was sie eigentlich nicht suchen sollten, deshalb, weil sie es anständigerweise besitzen müßten. Es ist unglaublich, was für Bücher alles auf öffentlichen Bibliotheken begehrt werden, und von was für Leuten! Zwar ist es nicht wahr, was ein deutscher Feuilletonist dem andern nachschreibt, daß in Frankreich und England mehr Bücher gekauft würden, als in Deutschland, daß jeder gebildete Franzose und Engländer eine gewählte Bibliothek als eine Zierde seines Hauses betrachte. Die Literaturstatistik hat längst nachgewiesen, daß Deutschland, mit Abrechnung Oesterreichs und der Schweiz, jährlich etwa 50 Procent Bücher mehr producirt als Frankreich und England, daß diese Ueberlegenheit vor allem in der strengwissenschaftlichen und in der populärwissenschaftlichen, keineswegs aber in der eigentlichen Bibliotheksliteratur besteht, daß im Gegentheil in der letzteren die Engländer uns um 10 Procent voran sind, daß endlich das deutsche Bibliothekswesen, einzelne Städte ausgenommen, gegen das englische verhältnißmäßig bedeutungslos ist. Trotzdem läßt sich nicht hinwegleugnen, daß täglich bei uns auf öffentlichen Bibliotheken Wünsche angebracht werden, die der Bittsteller nicht ohne Erröthen aussprechen sollte. Das Bild von der vornehmen und reichen deutschen Frau, die heute in ihrem Hause ein üppiges Mahl veranstaltet, bei dem der Wein in Strömen fließt, und morgen die Zofe in die Bibliothek schickt, um sich den neuen Moderoman in einem Exemplar holen zu lassen, nach dessen Benutzung sie sich die Hände mit grüner Seife reinigen möchte, ist oft genug gezeichnet worden. Aber auch unter dem wissenschaftlich gebildeten Publicum, welches wissenschaftliche Literatur auf Bibliotheken sucht, ist zum guten Theil dieselbe mesquine Gesinnung verbreitet. Freilich ist der deutsche Gelehrte im Durchschnitt ein armer Teufel, der auf die Ergänzung seiner Privatbibliothek im Jahre nicht eben große